

Material anzulasten ist. Explizite Angaben über Gebrauchsfunktionen oder auch Signaturen und Standortangaben, die auf eine gebrauchsbasierte Bestandsgliederung schließen lassen, finden sich bei den Gelderner Handschriften nicht. Immerhin können gelegentlich Einträge nachgewiesen werden, die entweder den Konvent oder einzelne Konventualinnen als Besitzer ausweisen. Auch finden sich teilweise Deckelaufschriften und Inhaltsverzeichnisse. Weiterreichende Erkenntnisse zur Lesepraxis sind hieraus allerdings nicht abzuleiten. Immerhin lässt sich für den Sonsbecker Handschriftenbestand unter anderem aufgrund des Inhalts der Bände, der Sprache, des Formats, der äußeren Gestaltung und verschiedener Besitzereinträge der Gebrauch bei der Privatandacht – sogar bis in das 17. und 18. Jahrhundert! – plausibel machen. Auch hinsichtlich der Handschriftenproduktion sind die Erkenntnismöglichkeiten für beide Konvente begrenzt, da sich in den Handschriften insgesamt nur wenige diesbezügliche Einträge finden und es nur ansatzweise möglich ist, verschiedene Schreibhände über einige Codices hinweg zu verfolgen.

Neben der Handschriftenanalyse besticht die Arbeit durch einen ca. 280-seitigen Dokumentationsteil. Er enthält für den Gelderner Konvent eine Transkription der Gründungsurkunde und des Fragments der Konventschronik, die ausführliche Beschreibung aller bekannten Handschriften sowie eine Zusammenstellung der Heiligenfeste in Kalendarien. Für den Sonsbecker Konvent werden eine Transkription des Memorienbuches sowie Regesten der im Kopiar enthaltenen Urkunden geboten, die entscheidend über die Einträge im entsprechenden Findbuch des Landesarchivs NRW, Abteilung Rheinland in Düsseldorf hinausgehen. Im Gegensatz zu Nazareth erübrigt sich für St. Andreas eine genauere Beschreibung der Handschriften, da verlässliche kodikologische Angaben bereits an anderer Stelle vorliegen. Diesbezügliche Ergänzungen werden im Darstellungsteil geboten, so dass die Studie neben ihren inhaltlichen Ergebnissen auch ganz wesentlich zur Grundlagenforschung beiträgt und als Referenzwerk für alle, die sich mit der Buch- und Schriftkultur spätmittelalterlicher Frauenkonvente befassen, unverzichtbar ist. Detaillierte Register (Personen, Initien, Handschriften, Verfasser und Werke, Orte und Sachen) erschließen den Band auf über 100 Seiten.

*Andreas Rutz*

GISELA NAEGLÉ (HRSG.): Frieden schaffen und sich verteidigen im Spätmittelalter (Pariser Historische Studien, Bd. 98). München: Oldenbourg 2012. 424 S. ISBN 978-3-486-70481-5. Geb. € 44,80.

Der vorliegende Tagungsband geht zurück auf eine von der Herausgeberin initiierte gleichnamige Pariser Konferenz im Januar 2010, deren Dokumentation – neben dem Deutschen Historischen Institut Paris – bemerkenswerterweise auch das französische Verteidigungsministerium gefördert hat. Sie ist konsequent zweisprachig angelegt – die französischen Beiträge wurden mit einem deutschen Résumé versehen, die deutschsprachigen mit einem französischen – und beeindruckt u. a. auch durch eine knapp 20 Seiten umfassende Auswahlbibliographie der letzten zwei Dekaden zum Thema und Themenfeld, die man gerne nutzen wird.

Wenn ein der Thematik nicht gar so fern stehender Neuzeithistoriker ein Buch zur Besprechung erhält, das die Friedensproblematik – also die Wege, wie Frieden (wieder) hergestellt und mit welchen Instrumenten er bewahrt wird, wie über Frieden nachgedacht wurde – für das ausgehende Mittelalter beleuchtet, dann überwiegt zunächst einmal die schiere Neugier: Was unterscheidet in dieser Hinsicht Mittelalter von Früher Neuzeit, welche Kräfte und Personengruppen spielen bei der Aushandlung von Friedensprozessen hier und dort die maßgebende Rolle, wie werden hier und dort Zwang oder Wünschbar-

keit von Frieden »ideologisch« begründet, welche rechtlichen Instrumentarien werden hier und dort aktiviert? Das sind Fragen, die komparatistische epochenübergreifende, also diachrone Ansätze erfordern, aber auch Ansätze, die nach der Auslotung der europäischen Diversitäten in all ihrer Breite rufen. Den ersten, also den diachronen, über die Grenzen des Mittelalters hinausblickenden Fokus kann der Sammelband natürlich nicht entwickeln, wohl aber vermag er einen Eindruck von der Vielgestaltigkeit Europas und seinen unterschiedlichen Praktiken zu vermitteln (wobei freilich die wenigsten Autoren wirklich komparatistisch arbeiten). Und, um auf das Eingangsthema zurückzukommen, dem Neuzeithistoriker springen viele Parallelen ins Auge, er sieht aber auch, dass die Epochenscheide nicht völlig grundlos so gewählt wurde, wie sie allgemein akzeptiert ist.

Der Band konzentriert sich auf einen »westeuropäischen« Raum, der sich über das Reich, Frankreich, Burgund, Spanien und Italien definiert, und auf das Spätmittelalter, vornehmlich das 14. und 15. Jahrhundert. Die Entscheidung für den geographisch-politischen Raum begründet sich durch die »Interaktionsbeziehungen«, die die genannten Staaten und Regionen miteinander verbanden, von denen die Gottesfriedensbewegung eine von mehreren war, die intensive Rezeption des gelehrten Rechts eine zweite, die Häufigkeit der Kriege und kriegsähnlichen Auseinandersetzungen eine dritte. Vor diesem letztgenannten Kriterium bedauert es der Leser dann freilich doch ein wenig, dass sich »Westeuropa« auf den Kontinent reduziert und England unberücksichtigt blieb, auch wenn es auf der Hand liegt, dass der Inselstaat mit seinem *common law* rechtlich einer anderen Welt angehörte.

Der Band gliedert sich – analog der Konferenz – in verschiedene Sektionen. Die erste ist der Suche nach und der Sicherung des Friedens gewidmet und den Gemeinsamkeiten und Unterschieden kollektiver Verteidigungssysteme. Jean-Marie Moeglin interpretiert den 100-jährigen Krieg als eine Geschichte des Suchens nach dem endgültigen Frieden, der letztlich unerreichbar geblieben sei, auch wenn man (1360, 1420) mehrmals glaubte, ihn schon in der Hand zu haben. Man dachte wiederholt auch daran, den Konflikt durch einen persönlichen Zweikampf der Protagonisten zu beenden – ein Motiv, das das Mittelalter kaum überleben sollte. Der Beitrag ist aber auch deswegen weiterführend, weil er eine Art Typologie der Beziehungen zwischen Herrschern (den französischen und den englischen) entwirft. Christine Reinle wendet sich dem Fehdewesen und der Unterscheidung von privaten und öffentlichen Kriegen zu und verfolgt die Aussagen normativer Quellen zur Fehde. In Nachbarländern wurde die Häufung der Fehden oft als eine reichliche Absonderlichkeit wahrgenommen. Auch in Italien spielte sie in der Form der *Vendetta* eine große Rolle, auch dort war sie wie im Reich keineswegs nur auf den adligen Teil der Bevölkerung beschränkt. Den kollektiven Systemen der Friedenssicherung widmen sich die Beiträge von Horst Carl zu den Landfriedensbünden, insbesondere dem Schwäbischen Bund, und von Maximo Diago Hernando zu den kastilischen *hermandades*, wobei es beiden Autoren auch um die sprachliche Vielfalt geht, mit denen solche Friedensbünde bedacht wurden – ein Ansatz, den es über die beiden Regionen hinaus weiter zu verfolgen gelten könnte. Gemeinsam ist beiden Bünden, dass sie ihren Charakter veränderten und aus »genossenschaftlich« geprägten Organen der Friedenswahrung und Interessenvertretung zu fürstlich kontrollierten Instrumenten wurden, die dann auch »anderen« obrigkeitlichen Zwecken dienten.

Die zweite Sektion behandelt – für den Rezensenten am spannendsten – die konkreten Friedensverhandlungen, eingeschlossen die Methoden der diplomatischen Praxis und die Friedensdiskurse. Drei Beiträge thematisieren die Friedensbemühungen und Verhandlungen dreier Städte – Barcelona, Florenz und Paris –, die wichtige politische und kulturelle Zentren ihrer jeweiligen Gemeinwesen waren: am Beispiel des katalanischen Bürgerkriegs

(Stéphane Péquignot), am Beispiel innerstädtischer Konflikte mit ganz unterschiedlichen Ursachen (Christiane Klapisch-Zuber, Julie Claustre), die die Schlüsselrolle von Notaren, die »Friedensverträge« nicht nur registrierten, sondern häufig auch vermittelten, und der Kenner der regionalen *coutumes* beleuchten. Überschuldung und daraus entspringende Schuldhafte waren im Spätmittelalter zentrale Faktoren innerstädtischer Auseinandersetzungen. Der folgende Beitrag von Bertrand Schnerb reicht dann eher in die »große Politik« hinein; er behandelt 49 Kapitulationsverträge normannischer Städte, die während der Feldzüge des englischen Königs Heinrich V. in den Jahren 1417–1419 abgeschlossen wurden und die hinsichtlich der Verhandlungstechniken, der Garantien und der Terminologie untersucht werden. Die »großen« Friedensverträge der Epoche bleiben dagegen in dieser Sektion weitgehend ausgespart.

Auch die sich anschließende Sektion umfasst vier Beiträge, die sich der politisch-juristischen Traktatliteratur und literarischen Werken mit einem engen Bezug zum Frieden zuwenden. Die Herausgeberin Gisela Naegle beschäftigt sich mit zwei »prominenten« Autoren des mittleren 15. Jahrhunderts, Jean Juvéval des Ursins und Enea Silvio Piccolomini, deren jeweilige Werke sich aus den politischen Aktualitäten ihrer Zeit erklären und die ihrerseits in die Politik hineinzuwirken suchten – Enea Silvios Aufrufe zum Kreuzzug sind ja allgemein bekannt. Die Kreuzzugsprojekte, die Jacques Paviot den Lesern vorstellt, weisen stark literarische Elemente auf, bei den Balladen von Eustache Deschamps und den Gedichten des Hugo von Lüttich besonders gut greifbar. Der Friede von Péronne (1468) inspirierte George Chastelain zu einem theoretischen Traktat und einem dramatischen Werk gleichermaßen, mit denen sich Jean Devaux auseinandersetzt. Mit der Friedensrhetorik am Ausgang des 15. Jahrhunderts schließlich beschäftigt sich Franck Collard; das Misstrauen in die ehrlichen Absichten der jeweils anderen Seite und die objektivierbare Kriegsmüdigkeit verwoben sich in vielen Fällen auf eine ganz eigentümliche Weise. Der rhetorischen Figur des von den französischen Königen beanspruchten Epithetons *rex pacificus* wurde in einem nicht zum Abdruck gelangten Beitrag noch weiter nachgegangen.

Man sollte den Band nicht aus der Hand legen, ohne die vertiefenden und bilanzierenden Ausführungen von Pierre Monet (»Conclusions«) zur Kenntnis zu nehmen, in denen u. a. über die fließenden Grenzen zwischen Krieg und Frieden nachgedacht und auf weitere Forschungsfelder verwiesen wird, beispielsweise über die Rolle des Klerus, der Predigten und der Konzilien in Prozessen der Friedensherstellung; man sollte bei der Lektüre vor allem aber die lange, fast 40 Seiten umfassende Einleitung der Herausgeberin lesen, die viele Querverbindungen herstellt, die über die Artikel des Bandes hinausweist und auch eigene, über den Sektionsbeitrag hinausgehende Forschungen anspricht.

Ein gehaltvoller und facettenreicher Sammelband, den eine erfreuliche Geschlossenheit auszeichnet und der ein dezidiertes Bemühen spiegelt, die französische und die deutsche Forschung miteinander ins Gespräch zu bringen. Eine Ausstellung kann ich trotz des rundum positiven Befundes freilich nicht unerwähnt lassen. Was die Verantwortlichen bewogen hat, die französischen Herrschernamen nicht – so sonst – einzudeutschen, dann aber auch noch mit einem Punkt hinter der Ordnungszahl zu versehen (also Louis XI.), hat sich mir nicht erschlossen.

Heinz Duchhardt